

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 31 (1937)
Heft: 20

Artikel: Sommerferien im Auto [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung

Sommerferien im Auto.

(Fortsetzung.)

Nach Ungarn.

Auf breiter Zementstraße faust unser Berner Benzin-Muž mit 80 Kilometer in der Stunde dahin. Es ist, wie wenn er Schlittschuhe bekommen hätte über Nacht. Die unendlich zahlreichen Nussbäume, die links und rechts die Landstraße, oder besser gesagt die Autobahn, flankieren, faulen nur so an uns vorbei. Dabei entsteht ein Geräusch, wie wenn wir ständig von einem rauschenden Bergstrom begleitet würden, so zwängt sich der Wind zwischen Auto und Aeste. Welch ein Land! Eine wahre Kornkammer! Unabsehbar in der weiten, berglosen Ebene. Kornfeld an Kornfeld, Maisfeld an Maisfeld, ein Meer von wogenden Lehren und Rispen und dann wieder ebenso unabsehbar Rebland an Rebland. Der ganze Reichtum dieses Ackerbaustates zeigt sich hier in der prallen Julisonne. Und schon hat die Ernte begonnen. So weit das Auge reicht, liegen da und dort schon Garbenbündel an Garbenbündel, und wo geschnitten ist, ist auch schon wieder umgepflügt. Und doch sieht man weit und breit kein Haus; denn die Ungarn wohnen nicht auf Einzelhöfen wie die dänischen Bauern oder wie der Appenzeller, mitten in seinem Heimwesen. Sie sind in Dörfern angesiedelt. Aber die Erntearbeiter bleiben eben Tag und Nacht auf dem Feld. Sie schlafen wohl irgendwo in einer Strohtriste und gehen erst wieder vom Arbeitsplatz, wenn die ganze Ernte erledigt ist. Auch die Dreschmaschinen kommen gleich hinaus aufs Feld. Auf dem Feld wird auch das Stroh geschichtet zu haushohen Haufen und oben dachartig abgeschrägt, so daß man in der Ferne glaubt, richtige Häuser vor sich zu haben. Vielleicht nennt man diese Strohtristen Böhmischa Dörfer, weil sie so täuschen. Die ungarischen Bauerndörfer aber gleichen sich schier wie ein Ei dem andern. Sie sind links und rechts der Autobahn angelegt und nehmen sich aus wie soldatische Feldlager. Neben der Straße geht der Dorfgraben. Dann kommt zu jedem Haus eine Zufahrt. Die Häuser sind einstöckig und mahnen in ihrer regelrechten Anordnung an Militärzelte. Ge-

des Haus hat die Fensterflucht gegen Osten, gegen Sonnenaufgang. Die Westseite ist fensterlos. So sieht kein Nachbar dem andern in die Stube hinein, da jedes Haus dem andern den Rücken kehrt. Eine recht wohlältige Bauart. Wie viel Neid und Streit wird dadurch schon vermieden, daß keiner dem andern in den Tropf gucken kann. Hinter dem Wohnhaus, das gegen die Straße zu auch Fenster hat, liegt der Stall angebaut und daran schließt sich die Scheune. Ein gemeinsamer Lattenhag schließt sowohl gegen die Straße zu wie gegen das offene Feld hin das ganze Dorf ab, so daß es wie ein bewachtes und beschütztes Militärlager dasteht. Jedes Haus hat seinen Ziehbrunnen, bald primitiv bloß mit einer langen Schwengelstange, bald als Zisterne gefaßt mit einem Rad, an dem man die Kessel herauziehen kann. Die bessern Bauernhäuser sind sonnenseits noch mit einer Laube versehen und alle Häuser haben gegen die Straße zu einen farbigen Mauersockel. Bald ist er grün gestrichen, bald rot, bald grau oder schwarz. Und das ist nicht ohne Bedeutung. Ist der Sockel an der Hauswand grün, so bedeutet das, daß in diesem Haus heiratslustige Mädchen vorhanden sind. Der rote Sockel zeigt an, daß hier ein jungvermähltes Ehepaar wohnt. Der schwarze Sockel deutet auf ein altes Ehepaar, und für Witwen und Wittwer werden wohl andere Farben maßgebend sein. So kann man mit einem Blick schon den Zivilstand der Bewohner am Haus erkennen. Eine bequeme Einrichtung für heiratslustige Männer. Kirchen findet man hier nicht mehr so zahlreich wie im Tirol. Dafür aber an jedem Ort einen Samariterposten, der durch eine Fahne sofort kenntlich ist. Um jedes Haus stehen Akazienbäume gruppiert, so daß die Dörfer trotz ihrer Einheitlichkeit doch nicht langweilig werden. Für Kurzweil sorgen dann schon die großen Gänseherden und Enten, die überall die Dörftümpel beleben, die vielen Schweine, die gleich nach der Ernte aufs Ackerfeld getrieben werden, wo sie mit ihren Rüsseln die erste billige Pflugarbeit versehen. Jedes Dorf hat auch seine Dorfschenke, wo sich die Bauern gütlich tun nach anstrengenden Wochentagen. Am Sonntag aber sieht man auch da, wie die Familienwäter den Fuchs anspannen, damit die Familie auch einmal über Feld reiten kann ins Nachbardorf oder in die nahe Stadt. Die Namen der Dörfer aber und Städte sind so seltsam, daß man sie bei rascher Durchfahrt

selten recht entziffern kann; spricht doch hier alles ungarisch-magyarisch. Zur Schule müssen die Kinder aber auch. Sechs Schuljahre sind obligatorisch. Mit 18 Jahren wird der junge Bauernsohn zum Helden geschlagen. Das ist eine Auszeichnung aber nur für die Söhne, deren Väter im Weltkrieg sich für Ungarn gewehrt haben. Jeder Held hat das Recht auf ein Bauernhaus. So will man in Ungarn die Wehrhaftigkeit des Volkes fördern; denn auch Ungarn hofft, sich wieder emporarbeiten zu können. Wie lautet doch das Glaubensbekenntnis, das jedes Ungarkind beten muß? Ich glaube an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, ich glaube an eine ewige Gerechtigkeit und ich glaube an eine Auferstehung Ungarns. Dabei versteht jeder Ungar, daß die verlorenen Provinzen wieder ans alte Reich kommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Coloradokäfer oder Kartoffelkäfer.

Diesen Sommer, anfangs Juli, las man in der Zeitung, daß im Waadtland, in der Gemeinde Le Lieu im Vallée, im Waadtländer Jura, der Kartoffelkäfer entdeckt worden sei. Seither hat man noch andere Herde gefunden. Auch in der nächsten Nähe von Bettingen, in Inglingen in Deutschland, konnte ein Herd festgestellt werden. Das mahnt die Behörden zum Aufsehen. Der Kartoffelkäfer hat viele Ähnlichkeit mit dem Marienkäferlein. Auch das Marienkäferlein findet man oft auf den Kartoffelpflanzen. Allein, dieses Käferlein ist harmlos, ja sogar nützlich. Der Kartoffelkäfer dagegen ist schädlich. Und warum? Der Kartoffelkäfer frisst die Blätter der Kartoffelpflanzen an und macht derart große Löcher, daß die Pflanzen vorzeitig absterben. Geht aber die Pflanze ein, dann wachsen auch keine Knollen mehr im Boden und die Kartoffelernte ist dahin. Der Käfer wäre nicht so gefährlich, wenn er sich nur nicht so rasch vermehren würde. Ein Weibchen kann bis 200,000 Eier legen; in der zweiten Periode gibt es schon 8 Millionen Nachkommen, 8 Millionen Käfer. Dazu kann der Käfer noch fliegen. Man hat festgestellt, daß auf 140 km Distanz der Käfer sich ausbreiten kann. Das ist unheimlich. Und darum haben alle Bauern und mit ihnen auch die Behörden, Angst vor diesem gefräßigen Schädling. Darum werden nun in jeder Gemeinde Bauern beauftragt, die Kartoffelfelder nach solchen Käfern abzu-

suchen. Er ist leicht erkennlich daran, daß er auf den Deckflügeln 10 schwarze Streifen hat. Die Puppe des Käfers ist immer im Boden.

Der Kartoffel- oder Coloradokäfer ist aus Amerika zu uns herübergekommen. Er lebte früher in den Rocky Mountains, im amerikanischen Felsengebirge, auf einer Nachtschattenpflanze. Als man aber anfing, dort auch an den Alpen Kartoffeln zu pflanzen, schmeckte ihm das Kartoffelblatt besser als das Blatt der Tollkirsche und als das Blatt der Tomate. So wanderte er denn über auf die Kartoffelpflanze und fing an, sich rasch zu vermehren. Im Jahre 1859 wurde der Käfer zuerst in Amerika festgestellt. Er verbreitete sich dann stark wieder im Jahr 1877. Deutschland erließ ein Einfuhrverbot. Aber dennoch kam der Käfer 1877 auch nach Deutschland. Im Jahr 1888 und im Jahr 1914 war er in Deutschland verbreitet. Die Bekämpfung kostete damals 60,000 Mark. Seit 1921 ist der Käfer auch in Frankreich und konnte dort nie mehr ganz vertilgt werden. Nun heißt es aufpassen, daß er sich nicht in der Schweiz vermehrt. Wo er entdeckt wird, ist sofort den Behörden Anzeige zu machen. Dann besorgen die Behörden die Vernichtung des Schädlings. Wir wollen aber hoffen, der Schädling werde nicht in der Schweiz heimisch werden. Es wäre für unser Land ein großes Unglück, wenn die Kartoffelernte vernichtet würde. Das gäbe teure Kartoffeln.

-mm-

Aus der Welt der Gehörlosen

Säntisfahrt des Taubstummen-Vereins

„Helvetia“ Basel.

28.—29. August 1937.

Der Berichterstatter: A. Baumann.

(Fortsetzung.)

Das saubere Dorf Urnäsch lehnt sich oberhalb der Bahnstation lang hingezogen an einen Berghang. Typisch sind auch hier, wie überall im Alpenzellerländli, die breiten Giebelfronten nach der Straße zu und die langen, niederen, blitzsauberen Fensterreihen, die große Helligkeit in die Wohnräume fließen lassen. Das Ganze macht einen angenehmen, freundlichen Eindruck auf den Fremden. Nicht zu lebt auch die Bewohner, freundlich und höflich grüßen sie jeden Fremden. Zu bemerken